

Nr. 2. Bromberg, den 3. Januar 1928.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

(23. Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Allerhand Kurzweil vorm Haus.

Wer Gegenden aufsucht, in denen man Indios treffen kann, führt eine Menge schöner Dinge mit, als da sind Glasperlen, Spiegel Taschenmesser in allen Formen und Größen und sonstige Raritäten. Ich habe auf früheren Streifzügen die Cabinas und Kaimanes besucht, bei den Chacobas, den Chamas und den Baures eine Gastrolle gegeben und überall große Ehre mit meinen verschenkten Habseligkeiten eingelegt. Aber erst bei den Parintintin ist es mir klar geworden, welche ungeheuren Schätze und Seltenheiten ich besaß.

Halbe Tage lang hockt Schiggi-Schiggi im Haus vor meinen Gummisäcken und kehrte das unterste zu oberst. Und alle Augenblicke kommt sie im Eilmarsch zu mir und bringt irgendeinen Gegenstand an, in dessen Geheimnisse sie eingeweiht zu werden wünscht. Mit meinem deutschen Armeemesser, das neben einer Unzahl von Klingen mit Vorrichtungen für alle Lebenslagen eines Soldaten versehen ist, kann sie sich stundenlang ununterbrochen beschäftigen. Sämtliche Klingen, der Büchsenöffner, der Bohrer, der Locher, der Hufkratzer, alles wird der Reihe nach auf- und wieder zugeklappt. Dann wird das Messer zum hundertsten Male von vorn und hinten besichtigt, und die Klapperei beginnt von neuem. Auch einen kleinen englischen Werkzeugkasten führe ich zum eigenen Bedarf mit mir. Ich gebe Schiggi-Schiggi aus ihm eine scharfe vierkantige Ahle und lehre sie den Gebrauch. Von nun an werden die Affenzähne und Fruchtkerne nur noch mit ihr durchbohrt. Eines Morgens — ich liege in meiner Hängematte im Kampf mit meinen Peinigern, den Marivis, — springt sie auf mich zu und streckt mir ihren Zeigefinger hin, an dem die Ahle hängt. Sie hat sich mit der scharfen Spitze den ganzen Finger und den Nagel durchstochen. Ich ziehe sie ihr heraus und will die Wunde untersuchen; sie hält das für überflüssig, reibt den blutenden Finger ein paarmal an der Innenseite ihres Schenkels ab und läuft zu ihrer Arbeit zurück.

Das gewaltigste Wunder, das mein Werkzeugkasten birgt, ist eine kleine Säge. Ihr erstmaliges in Erscheinungtreten hat einen Auflauf des Stammes zur Folge. Ich eröffne die Vorstellung damit, daß ich einen dünnen Ast entzwei säge. Die ganze Gesellschaft, besonders der männliche Teil, steht angesichts dieses Kunstwerkes wie vom Blitz getroffen, total entgeistert. Vorweg der Häuptling. Er hält seine Nase so dicht an die Säge, daß ich beinahe um das Riechorgan fürchte. Wie sich das gehört, gebe ich nach Erledigung des Astes zuerst ihm die Säge in die Hand. Er rennt mit ihr über den ganzen Platz — der Stamm im Galopp hinterher — auf einen riesenhaften Baum zu und fängt wie ein, na eben wie ein Wilder zu sägen an. Es währt nicht lange, dann steckt die Säge und ich hoffe, der gute Mann würde nun zufrieden mit seiner Leistung sein. Statt dessen zieht er die Säge heraus und setzt sie in der Verlängerung des Schnittes an. Und so geht es friedlich weiter. Von Aufhören keine Spur, obwohl er bereits über eine Viertelstunde wie verrückt darauflos arbeitet. Allmächtiger Gott, er wird doch nicht dieses Monstrum von einem Baum umsägen wollen! Mir wird es angst und bange um meine Säge. Wenn sie auch aus bestem englischen Stahl ist, solchen Unternehmungen zeigt sie sich auf die Dauer eben doch nicht gewachsen. Aber auch ein Häuptling hat Pflichten, und gerade noch zur rechten Zeit scheint er sich ihrer zu erinnern und gibt die Säge einem der Männer, die schon fieberhaft darauf warten. Nun geht sie von Hand zu Hand. Den Nachmittag hindurch sägt der gesamte Stamm der „Parintintin, Männer und Frauen ohne Ausnahme, zum Schluß auch noch die halbwuchsigen Kinder. Alles wird angesägt, was nicht niet- und nagelfest ist, das Haus, der Rost, die Kürbisschalen, die Bogen, die Pfeile, und ich warte nur noch auf den Moment, wo sie ihren Tatendrang auch noch auf die Schwänze der Wildschweine und Affen ausdehnen. Viel fehlt nicht mehr daran.

Es macht keinen Spaß, als einziger vernünftig zu bleiben, wenn alles verrückt ist, und es glüstet mich nach einem anderen Unsinn. Ich zupfe den Häuptling an meinem Hemd und bedeute ihn, mir zu folgen: „Sennor, Sie sind ein Meister in der erhabenen Kunst des Sägens, und Sie verdienen, noch bedeutend mehr mit den Gütern der Zivilisation bekannt gemacht zu werden. Ich will Ihnen die nicht minder berühmte Kunst des Rauchens lehren. Das ewige Kokakauen ist zu blöd!"

Der Hosenmann, neue Ereignisse witternd, läuft geschäftig hinter mir drein und hockt sich erwartungsvoll auf den Boden. Ich nehme meine Tabaksbüchse aus der Hängematte, zeige ihm Tabak und Papier und drehe eine Zigarette.

„Achtung, Sennor, jetzt kommt das Wichtigste. Ziehen, immer ziehen — und den Rauch wegblasen! — So! Und nun machen Sie es nach!"

Damit steckte ich ihm die Zigarette in den Mund. Selbstverständlich findet er Gefallen daran, nachdem es bekanntermaßen den Menschen noch nicht gibt, der für eine überflüssige Beschäftigung nicht zu haben wäre. Er raucht wie ein Schlot und zeigt sich stolz dem erstaunten Volke. Ich verschenke noch mehr Zigaretten und finde überall die größte Gegenliebe. Schon am nächsten Tag bringt mir ein Mann eine Handvoll Blätter, die dem Tabak ähnlich sehen und sich tatsächlich in getrocknetem Zustande rauchen lassen. Havannazigarren kann man aus ihnen zwar nicht herstellen, aber für den Hausgebrauch meiner Indianer genügt das Kraut.

Weniger Glück habe ich mit einigen an die Männer und Frauen verteilten kleinen Taschenspiegeln. Sie freuen sich wohl darüber und schneiden ihre Grimassen dazu, aber den Zweck der Übung begreifen sie nicht. Nicht um alles vermag ich ihnen beizubringen, daß das Gesicht in dem blitzenden runden Ding ihr eigenes holdes Antlitz wäre. Sie halten ihr Spiegelbild für das eines unsichtbaren anderen und suchen ihn immer wieder hinter dem Spiegel. Ich habe mich nicht darin getäuscht — und bin letzten Endes froh. Die Leute sollen nur bleiben, was sie sind: richtige Indianer.

Das Sägefest nimmt unterdessen seinen vorschriftsmäßigen Verlauf und endet mit einem glänzenden Sieg meiner Säge. Gegen Abend bringt sie mir Schiggi-Schiggi zurück, und ich gebe ihr mittels Zeichensprache den Auftrag: „Leg' sie wieder in den Gummisack!"

Sie macht sich unverzüglich auf den Weg ins Haus, um meinen Befehl auszuführen. Beim Geburtsbaum bleibt sie

plötzlich stehen, scheint sich etwas zu überlegen und sägt dann von neuer Begeisterung entflammt nochmals schnell zum Abschied am Stamme herum. Mitten in der schönsten Arbeit reißt sie die Säge zurück und faßt sie an und verbrennt sich am heißen Stahl die Finger. Blitzschnell wirft sie das heimtückische Instrument weg, erschrickt aber im gleichen Augenblick über ihre Tat und schaut wie ein Affe, der ein schlechtes Gewissen hat, verstohlen nach mir hin, ob ich auch nichts gemerkt habe. Ich lächle innerlich und habe natürlich nichts gemerkt. Da hebt sie die Säge wieder auf und springt ins Haus.

Ein paar Tage nach diesem Geschehnis haben wir unseren ersten und letzten ehelichen Zwist. Ich will mich waschen und zeige auf zwei große Körbe, deren sich die Indianer zum Wassertragen bedienen. Sie sind ganz eng geflochten und lassen keinen Tropfen durch. Schiggi-Schiggi muß mir sehr häufig diese Körbe am Fluß füllen und weiß genau, was mein Fingerzeig bedeutet. Ich achte darum nicht weiter auf sie und mache einen Besuch bei meinen Reittieren auf der Pampa. Vor einer Stunde kann sie ohnedies nicht zurück sein, da sie immer nur einen Korb — und zwar auf dem Kopfe — trägt. Bei meiner Heimkunft ist nur ein Korb gefüllt, der andere steht leer daneben. Ich wundere mich darüber und halte nach Schiggi-Schiggi Ausschau. Sie sitzt bei den Frauen vor dem Haus und hält den Kopf nach mir gewandt, ohne, wie es sonst ihre Art ist, herzukommen und mir beim Waschen zuzusehen. Die Parintintin baden zwar sehr eifrig im Fluß, andere Waschungen kennen sie indes nicht.

Na, meinetwegen, wenn du nicht willst, dann laß es eben bleiben! Ich wasche mich ohne Schiggi-Schiggi und kümmere mich den ganzen Tag nicht mehr um sie.

Am Abend ist ihr Platz leer. Sie hat sich von mir fort, irgendwo anders hin schlafen gelegt. Da wird mir die Geschichte doch verdächtig, und ich nehme mir vor, ihr am nächsten Morgen nachzugehen. Ich ärgere mich wohl auch ein wenig über Schiggi-Schiggi, aber nicht lange. Meine kleine Freundin Ku-scha mit ihrem wundervollen Marimono leistet mir Gesellschaft und bringt mich auf andere Gedanken. Ku-scha ist ein zwei- bis dreijähriges, bildhübsches Kind von gleichmäßiger, hellbrauner Körperfarbe, das mich schon seit langer Zeit ins Herz geschlossen hat. Sooft sie mich in ihrer Nähe entdeckt, kommt sie auf mich zu, und wenn ich dann mit ihr spiele, ist sie selig. Man kann sie nie ohne ihren Marimono sehen, mit dem sie eine innige Freundschaft verbindet, die auch von ihm erwidert wird. Sie führt das Tier, dem sie an Körpergröße etwas nachsteht, immer an der Hand wie ein menschliches Wesen, und es ist ein niedliches Bild wenn die beiden über den Platz spazieren, Ku-scha auf ihren kurzen Beinchen und der schwarze Affe mit dem kleinen Kopf und dem schmächtigen Körper auf seinen unverhältnismäßig langen Stelzen, die freie Hand als Stütze benutzend.

Ku-schas abendliche Besuche zählen durchaus nicht zu den Seltenheiten. Sie erscheint des öfteren und legt sich zwischen mich und mein Wildschwein, bis sie friedlich einschläft, ihren Marimono im Arm.

Sobald der Häuptling am nächsten Morgen von der Jagd zurück ist, führe ich ihn auf meine Schlafstelle und zeige auf Schiggi-Schiggis Platz. Dann ziehe ich ihn wieder hinaus und zeige auf Schiggi-Schiggi selbst, die vor dem Hause unter den Frauen steht. Er winkt sie herbei und bellt sich eine geraume Weile mit ihr herum. Ob es sich um eine gereizte oder gewöhnlich harmlose Unterhaltung handelt, kann ich, wie immer, nicht unterscheiden. Der Schluß ist jedenfalls der, daß mir der Häuptling das Zeichen des Prügelns mit der Hand vormacht. Vermutlich sehe ich recht unintelligent dabei aus, denn er wiederholt die Bewegung in verstärktem Maße. Dabei gebe ich ihm mit Armen, Händen und Mund zu verstehen, daß ich lieber auf diese Betätigung verzichte.

„Sennor, das geht wirklich nicht; ich kann meine Frau doch nicht durchprügeln."

Aber er gibt nicht nach und beharrt eisern auf seinem guten Rat. Tja, wenn die Sache so ist, dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig. Der Mann muß es schließlich besser wissen wie ich, wie man sich in so einem Falle zu verhalten hat. Ich nehme also nach dem Muster meiner Wilden einen Prügel aus dem Feuer und schlage ihn meiner störrischen Gattin ein paarmal liebevoll um den Buckel. Was sein muß, muß sein! Und es hat sein müssen, es hat sogar unter allen Umständen sein müssen. Schiggi-Schiggis Gesichtszüge beweisen es unverkennbar. Sie ist wie umgewandelt und geradezu beglückt über die Züchtigung. Das klingt sonderbar, ist aber sofort begreiflich, wenn man sich mit der seltsamen Psyche dieser Frauen beschäftigt. Sie werden oft und in den meisten Fällen ohne Grund von ihren Männern geschlagen und sind an diese Barbarei so gewöhnt, daß ihnen ohne sie etwas fehlen würde. Ein Mann, der seine Frau nicht mehr züchtigt, ist ihrer einfach überdrüssig geworden.

Schiggi-Schiggi, der ein besseres Los zuteil wurde, konnte das nicht so ohne weiteres erfassen und machte die Probe aufs Exempel, ob ich sie auch wirklich gern mochte. Sie führte absichtlich meinen Befehl, Wasser zu holen, falsch aus und sicherte sich hierfür nach der Sitte rettungslos das Recht auf eine gehörige Tracht Prügel. In ihrem Ausbleiben erblickte sie eine Mißachtung, die sie kränkte. Sie fühlte sich gleichgültig von mir behandelt und ungeliebt und lief davon.

Nun hat sie erreicht, was sie wollte und ist zufrieden. Sie strahlt vor Vergnügen, hüpft ins Haus und setzt sich dann neben meine Hängematte und spielt mit einem herbeigeholten Messer. Von dieser Stunde an habe ich nie mehr Grund zu einer Klage. Sie schließt sich noch enger an mich an und sorgt nach jeder Richtung vorbildlich für mein Wohl.

Wir leben im Urwald, und da gibt es außer den großen, mittleren und kleinen noch eine Menge ganz kleiner Viecher, die einem das Dasein erschweren. Die Zecken gehören zu ihnen. Ihr beliebtester Tummelplatz sind immer die Stellen, an die man von allein schlecht oder gar nicht ran kommt, der Hals und der Rücken. Sie graben sich in die Haut ein und verursachen ein äußerst unerfreuliches Jucken. Selbsthilfe hat in so einem Falle gar keinen Zweck. Diese Tiere müssen mit List und Tücke behandelt werden, sonst reißt man ihnen nur den Kopf ab. Schiggi-Schiggi ist eine Meisterin im Zeckenfang und obliegt ihrer Pflicht mit einer Hingabe und Andacht, die gar nicht zu beschreiben ist. Dafür gibt es aber nicht einen einzigen Zecken, der seinem Schicksal entgeht. Schiggi-Schiggi erwischt den kleinsten unfehlbar, befördert ihn aus seinem Versteck ans Tageslicht und beißt ihm den Kopf ab. Damit ist seinem ferneren Wirken ein für allemal ein Ziel gesetzt. Hand in Hand mit dieser Niederjagd geht die Säuberung des Kopfes, auf dem sich dauernd Überbleibsel des Urwaldes herumtreiben, als da sind kleine Stacheln, Rindenstückchen und sonstiger Schmutz. Wenn mir der Rummel über meiner Denkerstirn zu arg wird, lege ich vertrauensvoll mein Haupt, dem Beispiel meiner Stammesbrüder folgend, in den Schoß meiner Gattin. Wie das wohl tut, wenn ihre Finger kunstfertig in meiner Mähne wühlen! Jedes Haar wird sorgfältig beiseite geschoben und jedes Stäubchen entfernt, das nicht hierher gehört. Manchmal schlafe ich auch während der „Entlausung" ein, die, je nach dem vorhandenen Material, eine Stunde und noch mehr in Anspruch nimmt.

Zwei Peinigern des Urwaldes gegenüber ist aber auch Schiggi-Schiggi machtlos, den Marivis und Moskitos. Ich habe in diesem Buch schon oft auf diese furchtbarste aller Plagen hingewiesen, aber man müßte eigentlich alle zwei Seiten immer von neuem darauf zurückkommen. Nicht die Tiger und Tigerkatzen, die im Hinterhalt lauern, und die Pumas, nicht die massenweisen Arten der giftigen Schlangen, die unsichtbar durchs Dickicht kriechen und wie Äste von den Bäumen hängen, auch nicht die Scharen der Kaimans in den Flüssen und die wilden Stiere an den Arroyos und den Lagunen der Pampa — diese winzigen Tiere, die Marivis und Moskitos sind der Schrecken dieses Landes. Aber nicht etwa, weil sie den Keim des Fiebers ins Blut tragen. Das ist völlig belanglos, man stirbt davon, oder man stirbt nicht. Jeder weiß das, der solche Gegenden durchwandern will und kann daheim bleiben, wenn ihm das lieber ist oder Chinin schlucken, wenn er darin einen Vorteil zu sehen glaubt. Den Höllenqualen dieser stechenden Teufel entgeht keiner. Ein Mittel dagegen gibt es nicht. Sie umschwirren einen, daß man mitunter buchstäblich verrückt zu werden glaubt. Nur in den Tagen des Sur ist man von ihnen verschont. Die letzten Wochen war es ums Haus herum erträglich für hiesige Verhältnisse. Aber jetzt fallen jeden Abend Wolken von Moskitos über uns her und sind durch nichts zu vertreiben. Erwachsene und Kinder hüllen sich in lange Rindenmäntel, hocken sich dicht ums Feuer und suchen teilweise schon vor Einbruch der Nacht das Haus auf. Ich bin derartig verschwollen, daß ich kaum aus den Augen schauen kann.

Das sind die Schattenseiten des Lebens; wären sie nicht, dann würden Boliviens menschenleere Gefilde bald überschwemmt sein mit Einwanderern. — Das nur nebenbei.

Ich habe schon lange den Wunsch, das Pfeilschießen zu erlernen. Verschiedentlich versuche ich, mich auf eigene Faust in die Anfangsgründe einzuarbeiten, komme aber trotz allem Eifer nicht vom Fleck. Ich treffe das Haus, die Wildschweine, versehentlich auch einmal ein Kind oder einen Affen — aber fragt mich nur nicht aus welcher Entfernung! Diese Stümperei muß ein Ende haben. Ich begebe mich mit einer Handvoll Pfeilen und einem Bogen bewaffnet zum Häuptling und trage ihm meinen Wunsch, von ihm Unterricht zu erhalten, vor. Er begreift mich sofort, nimmt mir den Bogen

aus der Hand und einen Pfeil und belehrt mich über die Art der Haltung und das Ziehen der Sehne. Ich mache alles wunderschön nach und entdecke eine Menge Fehler, mit denen ich mich bereits belastet habe. Es ist aber doch eine recht unsichere Sache, diese Schießerei. Spanne ich den Bogen zu schwach, fliegt der Pfeil zu kurz, spanne ich ihn richtig, bekomme ich das Wackeln, und der Pfeil flitzt weit am Ziel vorbei. Tagelang übe ich mit eiserner Geduld und Mühe, der Häuptling ist mir ein guter Lehrmeister, aber gelernt habe ich das Bogenschießen nie. Ich treffe einen großen Vogel auf vierzig Schritte so wenig mit dem Pfeil, wie mit meiner Rifle den Mond. Da gebe ich den Versuch auf. Mein Häuptling ist damit einverstanden, und ich müßte mich eigentlich schämen. Ich würde es auch tun, wenn ich nicht mein Lasso hätte. Zum Zeitvertreib werfe ich hier und da nach den Kindern und den Tieren vor dem Hause und fange sie in der Schlinge. Der Hosenmann verfolgt jedesmal interessiert das Schauspiel und bedeutet mir eines schönen Tages, daß er auch Lust daran hätte. Nun werde ich sein Lehrmeister. Er steht mir in keiner Weise im Eifer nach und übt mit derselben Energie, die ich auf das Bogenschießen verwendet habe, das Schwingen des Lassos über dem Kopf. Und mit tödlicher Sicherheit schlägt er sich jedesmal, er mag es anstellen, wie er will, den Strang ins Gesicht, der aus dünner ungegerbter Kuhhaut achtfach geflochten ist. Daraufhin gibt auch er den Versuch auf, und wir sind quitt. Auch die übrigen Männer vergnügen sich häufig mit meinem Lasso, erreichen aber nichts. Ich muß ihnen am Schluß der Übungsstunde immer noch eine Sondervorstellung geben. Die Art, auf solche Weise Tiere zu fangen, leuchtet ihnen kolossal ein; sie haben eine unverkennbare Freude daran und würden sie ebenso gern erlernen wie ich das Bogenschießen. Aber es soll wohl nicht sein.

Das Reiten imponiert ihnen übrigens auch mächtig. Es ist immer ein Fest, wenn ich meinen Caballo mitbringe. Der ganze Stamm stellt sich dann im Kreis um den freien Platz, und ich muß ihnen vorreiten: Schritt, Trab und Galopp. Ausbrüche der Freude und des Beifalls in unserem Sinne kennen die Parintintin nicht; je mehr sie in Bewunderung und Staunen geraten, um so stiller werden sie. Sie stehen wie leblose Figuren mit hängenden Armen und starren Augen und sind in ihrem Sinne Feuer und Flamme. Vor dem Pferd haben sie stets eine gewisse angstvolle Scheu, die sie nie ablegen. Es ist ein Zeichen höchster Unerschrockenheit und Bravour, als der Häuptling auf Amigo deutet und mir zu verstehen gibt, daß er reiten lernen will. Mein Gott, ist das ein Theater! Hoffnungslos, vollkommen hoffnungslos. Den Rücken gekrümmt und die Beine bis an die Nase hochgezogen, hockt er mit der äußersten Spitze seines Unaussprechlichen auf dem Sattel, wie auf einem Nadelkissen und rutscht dauernd herunter. Die Hose hindert ihn, ich merke es wohl, aber ehe er sie ausziehen würde, stürbe er lieber. Er trägt sie mit dem Hemd zusammen Tag und Nacht, bei allen Unternehmungen, in allen Lebenslagen, welcher Art sie auch immer sind. Die Hose und das Hemd sind sein ein und alles. Und wenn ich nichts auf der Welt sicher weiß, dies eine weiß ich: Der Häuptling der Parintintin wird dereinst zum Entsetzen der Aasgeier mit einem Hemd und mit meiner Hose auf den Baum des Todes gesetzt werden — wenn sie ihm nicht vorher vom Leibe faulen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Heil im Kinde.

Besinnliches von Ilse Franke.

Wer in der Ehe das Kind nicht will, tötet Glück und Seele seiner heiligen Schöpfergemeinschaft und entseelt sich selbst.

*

Wie manche Ehe, die den Schlüssel zum Paradiese verloren hatte, findet ihn in den Augen des unschuldigen Kindes.

*

Das Kind ist oft die einzige Brücke über einen klaffenden Abgrund.

*

Kinderscheu ich auch seelische Unfruchtbarkeit, Entartung, Erschöpftsein in einer Ichkultur, die wert ist, daß sie untergeht.

*

Wie die einzelne Familie, so offenbart auch ein ganzes Volk, daß es im innersten Mark krank und faul ist, reif zum Besiegtwerden durch junge, gesunde, lebenskräftige Völker, wenn der Wille zum Kinde in ihm erlischt.

*

Auch ein elendes, unglückliches, mißgestaltetes Kind kann zu einer Quelle tiefen Segens für ein Haus werden, indem es alle verborgenen Schätze der Liebe und Aufopferung in den Herzen erweckt und frei macht. Oft, wenn solch ein armes kleines Wesen erlöst wird, empfindet das ganze Haus an der Lücke, die es läßt, daß ein Engel unerkannt unter ihnen gewohnt hat.

*

Von der Stunde an, da dir ein Kind geboren ist, hast du nicht umsonst gelebt.

*

Wenn ihr eure Kinder nicht mehr zur Opferwilligkeit erzieht, werdet ihr mitschuldig an den immer mehr um sich greifenden Ehescheidungen und an der Entwürdigung und Entweihung des höchsten Gutes, das ein Volk stark, gesund und unbesiegbar erhält.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(23. Fortsetzung.)

Der Führer stieg, nachdem er das Auge des Jünglings für hinlänglich gesättigt halten mochte, wieder herab von seinem Felsen. „Das ist die Nebelhöhle," sprach er; „man kennt sie wenig im Land, und nur den Jägern und Hirten ist sie bekannt; doch wagen es nicht viele, hereinzugehen, weil man allerlei böse Geschichten von diesen Kammern der Gespenster weiß. Einem, der die Höhle nicht genau kennt, möchte ich nicht raten, sich herabzuwagen; sie hat tiefe Schlünde und unterirdische Wasser, aus denen keiner mehr ans Licht kommt. Auch gibt es geheime Gänge und Kammern, die nur fünf Männern bekannt sind, die jetzt leben."

„Und der geächtete Ritter?" fragte Georg.

„Nehmt die Fackel und folget mir", antwortete jener und schritt voran in einen Seitengang. Sie waren wieder etwa zwanzig Schritte gegangen, als Georg die tiefen Töne einer Orgel zu vernehmen glaubte. Er machte seinen Führer darauf aufmerksam.

„Das ist Gesang", entgegnete er, „der tönt in diesen Gewölben gar lieblich und voll. Wenn zwei oder drei Männer singen, so lautet es, als sänge ein ganzer Chor Mönche die Hora." Immer vernehmlicher tönte der Gesang; je näher sie kamen, desto deutlicher wurden die Biegungen einer angenehmen Melodie. Sie bogen um eine Felsenecke, und von oben herab ertönte ganz nahe die Stimme des Singenden, brach sich an den zackigen Felsenwänden in vielfachem Echo, bis sie sich verschwebend mit den fallenden Tropfen der feuchten Steine und mit dem Murmeln eines unterirdischen Wasserfalles mischte, der sich in eine dunkle, geheimnisvolle Tiefe ergoß.

„Hier ist der Ort", sprach der Führer, „dort oben in der Felswand ist die Wohnung des unglücklichen Mannes; hört Ihr sein Lied? Wir wollen warten und lauschen, bis er zu Ende ist, denn er war nicht gewohnt, unterbrochen zu werden, als er noch oben auf der Erde war."

Die Männer lauschten und verstanden durch das Echo und das Gemurmel der Wasser etwa folgende Worte, die der Geächtete sang:

„Vom Turme, wo ich oft gesehen
Hernieder auf ein schönes Land,
Vom Turme fremde Fahnen wehen,
Wo meiner Ahnen Banner stand.
Der Väter Hallen sind gebrochen,
Gefallen ist des Enkels Los,
Er birgt, besiegt und ungerochen,
Sich in der Erde tiefen Schoß.

Und wo einst in des Glückes Tagen
Mein Jagdhorn tönte durchs Gefild,
Da meine Feinde gräßlich jagen,
Sie hetzen gar ein edles Wild.
Ich bin das Wild, auf das sie birschen,
Die Bluthund' wetzen schon den Zahn,
Sie dürsten nach dem Schweiß des Hirschen,
Und sein Geweih*) steht ihnen an.

Die Mörder han in Berg und Heide
Auf mich die Armbrust aufgespannt,

---

*) Drei Hirschgeweihe, wovon die zwei obersten vier, das untere aber drei Enden hat, sind das alte Wappen von Württemberg.
Anm. Hauffs.

Drum in des Bettlers rauhem Kleide
Durchschleich' ich nachts mein eigen Land;
Wo ich als Herr sonst eingeritten
Und meinen hohen Gruß entbot,
Da klopf' ich schüchtern an die Hütten
Und bettle um ein Stückchen Brot.

Ihr warft mich aus den eignen Toren,
Doch einmal klopf' ich wieder an,
Drum Mut! Noch ist nicht all verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann,
Ich wanke nicht; ich will es tragen,
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
Er war ein Mann und wankte nicht."

Er hatte geendet, und der tiefe Seufzer, den er den verhallenden Tönen seines Liedes nachsandte, ließ ahnen, daß er im Gesang nicht viel Trost gefunden habe. Dem rauhen Manne von Hardt war während dem Liede eine große Träne über die gebräunte Wange gerollt, und Georg war es nicht entgangen, wie er sich anstrengte, die alte feste Fassung wieder zu erhalten und dem Bewohner der Höhle eine heitere Stirne und ein ungetrübtes Auge zu zeigen. Er gab dem Junker auch die zweite Fackel in die Hand und klimmte den glatten, schlüpfrigen Felsen hinan, der zu der Grotte führte, woraus der Gesang erklungen war. Georg dachte sich, daß er ihn vielleicht dem Ritter melden wolle, und bald sah er ihn mit einem tüchtigen Strick zurückkehren. Er klimmte die Hälfte des Felsens wieder herab und ließ sich die Fackeln geben, die er geschickt in eine Felsenritze an der Seite steckte; dann warf er Georg den Strick zu und half ihm so die Felsenwand erklimmen, was ihm ohne diese Hilfe schwerlich gelungen wäre. Er war oben, und wenige Schritte noch, so stand er vor dem Felsengemach des Geächteten.*)

6.

— In wunderbaren Gestalten
Ragt aus der dunklen Nacht das angestrahlte Gestein,
Mit wildem Gebüsch versetzt, das aus den schwarzen Spalten
Herabnickt und im Widerschein
Als grünes Feuer brennt. Mit Furcht vermengtem Grauen
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.
Wieland.

Der Teil jener großen Höhle, welchen sie jetzt betraten, unterschied sich merklich von den übrigen Grotten und Kammern durch seine Trockenheit. Der Boden war mit Binsen und Stroh bestreut, eine Lampe, die an der Wand angebracht war, verbreitete ein hinreichendes Licht auf die Breite und den größten Teil der Länge dieser Grotte. Gegenüber saß jener Mann auf einem breiten Bärenfelle, neben ihm stand sein Schwert und ein Hifthorn; ein alter Hut und der graue Mantel, mit welchem er sich verhüllt hatte, lagen am Boden. Er trug ein Wams von dunkelbraunem Leder und Beinkleider von grobem blauem Tuche; ein unscheinbarer Anzug, der aber seinen kräftigen Köperbau und seine feinen edlen Züge nur noch mehr heraushob. Er mochte ungefähr vierunddreißig Jahre alt sein, und sein Gesicht war noch immer hübsch und angenehm zu nennen, obgleich die erste Blüte der Jugend von Gefahren und Strapazen abgestreift schien, und der verwilderte Bart ihm zuweilen etwas Furchtbares verlieh; diese flüchtigen Bemerkungen drängten sich Georg auf, als er am Eingang der Grotte still stand.

„Willkommen in meinem Palatium, Georg von Sturmfeder!" rief der Bewohner der Höhle, indem er sich von dem Bärenfelle aufrichtete, dem Jüngling die Hand bot, und ihm winkte, auf einen ebenso kunstlosen Sitz von Rehfellen sich niederzulassen. „Seid herzlich willkommen. Es war kein übler Einfall unseres Spielmanns, Euch in diese Unterwelt herabzuführen, und mir einen so angenehmen Gesellschafter zu bringen. Hans! du treue Seele, du warst bisher unser Majordomus, Truchseß und Kanzler, wir ernennen dich jetzt zu unserem Kellermeister und Obermundschenk. Sieh, dort hinter jener Säule muß ein Krug stehen, worin sich noch ein Rest alten Weines befindet. Nimm meinen Jagdbecher von Buchsbaum, das einzige Tafelgeschirr, das wir jetzt führen, gieß ihn voll bis an den Rand und kredenze ihn unserem ehrenwerten Gaste."

Georg sah erstaunt auf den geächteten Mann. Er hatte nach dem Schicksal, das ihn betroffen, nach seinen unwirtlichen Umgebungen, zuletzt noch nach dem Klaggesang, den er gehört hatte, einen Mann erwartet, der zwar unbesiegt von den Stürmen des Lebens, aber ernst, vielleicht sogar finster in seinem Umgang sein werde. Und er fand ihn heiter, unbesorgt, scherzend über seine Lage, als habe ihn auf der Jagd ein Sturm überfallen und genötigt, eine kleine Weile in dieser Höhle Schutz gegen das Wetter zu suchen. Und doch war es ein schrecklicherer Sturm als der furchtbarste Orkan der Natur, der ihn aus der Burg seiner Väter vertrieb, und doch war er ja das gejagte Wild, das gegen die Geschosse der mordlustigen Jäger hier eine Zuflucht fand!

„Ihr schaut mich verwundert an, werter Gast," sagte der Ritter, als Georg bald ihn, bald seine Umgebungen mit verwunderten Blicken maß. „Vielleicht habt Ihr erwartet, daß ich Euch etwas weniges vorjammern werde? Aber über was soll ich klagen? Mein Unglück kann in diesem Augenblick keiner wenden, darum ziemt es sich, daß man heitere Miene zum bösen Spiel macht. Und sagt selbst, wohne ich hier nicht, wie Fürsten selten wohnen? Habt Ihr meine Hallen gesehen und die weiten Säle meines Palastes? Glänzen nicht ihre Wände wie Silber? Wölben die Decken sich nicht, wie aus Perlen und Diamanten zusammengesetzt? Werden sie nicht getragen von Säulen, die von Smaragden und Rubinen und allen Edelsteinen der Erde prangen? Doch hier kommt Hans, mein Obermundschenk, mit dem Weine. Sprich, mein Getreuer! Ist das all unser Getränk, was in diesem Becher ist?"

„Wasser so klar als Kristall hat Eure Wohnung," sprach der Pfeifer der mit der heiteren Laune seines Gefährten schon vertraut war, „aber auch ein Restchen Wein, das wenigstens noch drei Becher füllt, ist im Krug und — nun, wir haben ja heute einen Gast und können schon etwas darauf gehen lassen — ich will es nur gestehen, ich habe heute nacht einen vollen Krug alten Uhlbacher hereingebracht, er steht bei dem andern."

„Das hast du wohl gemacht," rief der geächtete Ritter, und ein Strahl der Freude drang aus seinem glänzenden Auge. „Glaubet nicht, Herr Georg, daß ich ein Schlemmer und Säufer bin; aber guter Wein ist ein edles Ding, und ich liebe es, in guter Gesellschaft den vollen Becher rund gehen zu lassen. Pflanze die Krüge nur hier auf, werter Kellermeister, wir wollen tafeln, wie in den Tagen des Glückes. Ich bring' es Euch, auf den alten Glanz des Hauses Sturmfeder!"

Georg dankte und trank. „Ich sollte die Ehre erwidern," sagte er, „und doch weiß ich Euren Namen nicht, Herr Ritter. Doch ich bringe es Euch! Möget Ihr bald wieder siegreich in die Burg Eurer Väter einziehen, möge Euer Geschlecht auf ewige Zeiten grünen und blühen — es lebe!" Georg hatte die letzten Worte mit starker Stimme gerufen und wollte eben den Becher ansetzen, als das Geräusch vieler Stimmen, vom Eingang der Grotte her, aus der Tiefe emporstieg, die vernehmlich „es lebe! lebe!" riefen. Verwundert setzte er den Becher nieder. „Was ist das," sagte er, „Sind wir nicht allein?"

„Es sind meine Vasallen, die Geister," antwortete der Ritter lächelnd, „oder wenn Ihr so lieber wollt, das Echo, das Eurem freundlichen Rufe beistimmt. Ich habe oft," setzte er ernster hinzu, „in den Zeiten des Glanzes, das Wohl meines Hauses von hundert Stimmen ausrufen hören, doch hat es mich nie so erfreut und gerührt als hier, wo mein einziger Gast es ausbrachte und die Felsen dieser Unterwelt es beantworteten. Fülle den Becher, Hans, und trinke auch du, und weißt du einen guten Spruch, so gib ihn preis."

(Fortsetzung folgt.)

*) Diese merkwürdige Höhle haben wir nach der Natur zu zeichnen versucht. Es bleibt noch übrig, hier einige Notizen über ihre inneren Verhältnisse zu geben. Die Vorhöhle hält etwas über 150 Fuß im Umfange; von hier aus laufen zwei Gänge nach verschiedenen Richtungen, die aber nach einer Länge von beinahe 200 Fuß wieder zusammentreffen. Auf diesen Wegen trifft man zwei Felsensäle, den einen von 100, den anderen von 80 Fuß Länge. Wo diese Gänge sich vereinigen, bilden sie wieder eine Grotte; von hier aus rechts gegen Norden, mehr in der Höhe, liegt wieder eine kleinere Kammer, es ist die, in welche wir den Leser zu dem vertriebenen Mann geführt haben. Die weiteste Entfernung vom Eingang der Höhle bis zu ihrem Ende beträgt 577 Fuß. Man vergleiche hierüber die so interessante als getreue Beschreibung der Schwäbischen Alb von G. Schwab. Anm. Hauffs.

Lustige Rundschau



* **Auch eine Erklärung.** Richter: „Vor zwei Jahren sind Sie verurteilt worden, weil Sie einen Mantel gestohlen hatten, und jetzt sind Sie wegen desselben Verbrechens angeklagt!" — Angeklagter: „Ja, länger als zwei Jahre hält so ein Mantel nicht, Herr Richter!"

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.